

Nr. 176. Bromberg, den 19. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Lantadilla tanzt.

Am Abend. Der Kursaal und der anstoßende Garten waren gedrängt voll. Immer neue Menschen tröpfelten nach. Jeder wollte die Lantadilla sehen, die heute ihre Abschiedsvorstellung gab. Unwiderruflich. Es war eine Massenpsychose. Die Leute saßen wie Heringe, aber voll Erwartung. Manche darunter rühmten sich, keine einzige Vorstellung versäumt zu haben. Es gab nur eine Lantadilla...

Klaus Sander hatte seinen Platz nahe der Bühne, hinter einem Riesenstrauß von Magnolien verborgen. Er dachte: Ob sie wohl den „Anhänger" anhat? Das Programm rollte. Was vor der Landatilla kam, war Mittelmäßigkeit. Eine Revue mit vielen Beinchen, ein indisponierter Tenor mit „. . . morire, ah morire — si pura e si bella!", ein Conferencier, der das Publikum mondän anfrozzelte, und ein Sketsch, in dem es wüst zuging. Nach einer zehnminütigen Achtungspause kam die Lantadilla, der Clou.

Das war so: Vor einem raffiniert einfachen Hintergrund aus schwarzem Plüsch schwebte in milder Beleuchtung und tuner Verzicht auf bengalische Kinkerlitzchen eine weiße Wolke. Eine Wolke von duftigen Spitzen, über der ein rassiges, dunkles Köpfchen thronte. Dann geriet die Wolke in rhythmische Unordnung, die Lantadilla tanzte. Schleier wehten, flatterten, flossen, schlugen gegeneinander. Ein Körper von hellenischer Schönheit tauchte für Augenblicke aus dem Gewoge der Spitzenschäume, um im nächsten wieder neidvoll verborgen zu werden. Man konnte nicht sagen, was sie tanzte; vielleicht einen spontanen Einfall, eine hingeworfene und graziös aufgefangene Idee oder eine Zeile von Maeterlinck . . . aber die Menschen hielten den Atem an und waren hingerissen . . . dann ein letzter Wirbel als Ausklang und die weißen Hüllen schlugen über ihrer Schlankheit endgültig zusammen. Das feine Email des Gesichtchens neigte sich ein wenig, ein blitzendes Etwas glitt tiefer in ihren Busen . . . Aus!

Das Publikum raste.

Brüllte frenetisch Evviva und Bravo und Hoch und three cheers for the Lantadilla!

Die Gefeierte dankte mit einem winzigen Neigen des Kopfes und distanzierte die Meute der Zuschauer mit einem einzigen, unnahbaren Lächeln kilometerweit. Sie konnte sich das leisten.

Ein dicker Belgier an Sanders Tisch küßte emphatisch seine Fingerspitzen: „Une femme superbe, n'est-ce pas, monsieur?! Mais froide, oh . . ." Dabei schwammen seine vorquellenden Augen in Bedauern. Die Saaldiener schleppten ununterbrochen Blumen und Kränze hinter die Bühne, Körbe, Berge voll.

Während Klaus dem Ausgang zusteuerte, dachte er: Nun sollte man halt wissen, ob ihr Anhänger das Pendant zu „meinem Manschettenknopf" ist, oder ob bloß eine Ähnlichkeit vorliegt? Aus der Entfernung läßt sich so etwas nicht beurteilen. Den ganzen Heimweg überlegte er, wie sich dieser Zweifel am besten beheben ließe. Irgendeine dunkle Ahnung ließ ihn Zusammenhänge zwischen der schönen Tänzerin und Peters Verschwinden konstruieren. Der Knopf in seiner Brieftasche, der herrenlose Bursche, brannte wie Feuer. Er gewann mit einem Male eine schärfer umrissene, konkrete Bedeutung. Er spann Fäden von dem Sanderschen Hotelzimmer zu der Lantadilla. Kurz vor dem Hotel garni Walther, wo er wohnte, schalt sich Klaus ärgerlich:

Das ist ja alles nicht zu beweisen! Ich bin auf der Jagd nach Utopien und verliere mich vom Boden der Tatsachen. Weg damit!

Im Hotel erwartete ihn eine Überraschung. Als er in sein Zimmer trat, erhob sich ein Herr vom Sofa, der sich als Geheimpolizist legitimierte.

„Herr Vittore Buzzi, der Chef, schickt mich. Wir haben da ein neues Faktum, das möglicherweise Licht in die Sache bringen kann. Vor einigen Stunden sprach eine alte, englische Miß bei uns vor und erzählte folgendes: Sie wohne gegenüber dem Hotel Cecil und habe in der Nacht vor des Professors Verschwinden am offenen Fenster Luft geschöpft, da sie stark asthmaleidend sei. Dabei habe sie, allerdings nur in unbestimmten Umrissen, eine menschliche Gestalt über die Balkonbrüstung in des Professors Zimmer steigen sehen. Unglücklicherweise bekam die alte Dame gerade in diesem Moment einen ihrer Anfälle, so daß sie über den weiteren Verlauf keine Aussage machen konnte. Sie war hinterher etliche Tage bettlägerig und vergaß über der eigenen Krankheit völlig dieses merkwürdige Erlebnis. Erst eine Notiz über den Fall Sander in der Zeitung brachte es ihr wieder in Erinnerung. Sie hielt es für ihre Pflicht, die Polizei zu verständigen. —

„Es ist ja nicht gerade viel, was ich bringe, Herr Sander; aber immerhin ein Lichtblick. vorausgesetzt, daß das Fräulein sich nicht geirrt hat. Die Sache wäre dann so, daß ein Fremder sich in jener Nacht in Ihres Bruders Zimmer geschlichen hat. Vermutlich war es der Überbringer der Nachricht, die den Professor nach Ponte Tresa rief."

Der Beamte empfahl sich und entschuldigte sich wegen der Störung.

Klaus dachte: Nun weiß ich wenigstens, wie der Manschettenknopf in die Mauerrille gekommen ist! Durch den Eindringling, der ihn während des Kletterns verlor. Er hat also den Blitzableiter benutzt. Diese neue Erkenntnis machte Klaus die Tänzerin und ihren Schmuck noch interessanter. Er sann über Wege nach, zu beiden zu gelangen.

Wer aber war der Mann, der in jener Nacht bei Peter im Zimmer war und so bizarre Manschettenknöpfe trug?

Wenn Sanders Theorie stimmte, mußte die Lantadilla ihn kennen . . .

Bobby Gruß gibt seine Visitenkarte ab.

Am nächsten Morgen ließ sich ein Herr in mittleren Jahren beim Direktor des Kurhauses melden. Er war tiptop gekleidet, mit einem Schuß ins Stutzerhafte, balancierte ein Monokel im rechten Auge und hatte brünette Haare und Koteletten.

Bobby Gruß — Direktion der Skala,
Berlin,

stand auf seiner Visitenkarte.

Er tänzelte lebhaft auf den eintretenden Kurhausdirektor zu und berlinerte:

„'Morgen, verehrter Herr Kollege! Schön, daß ich Sie treffe. Ich komme wegen der Lantadilla. Ich habe gestern ihr Benefiz gesehen und bin platt. Das Luderchen kann was! Ein Reißer erster Güte. Hat Ihnen wohl alle Abend volle Kasse gemacht, wie? Kann ich mir denken, hihihihi!" krähte Bobby Gruß und kniff das Auge zu. „Aber um gleich mittenmang rin zu kommen, also ich möchte die Dame engagieren, vom Fleck weg, wenn es sein kann. Die Gaae —"

„Stop," unterbrach der andere seinen Redeschwall. „Nochmals stop! Denn Sie werden kein Glück haben, Herr Gruß. Soviel ich weiß, unterzeichnet die Lantadilla vorerst keinen Vertrag mehr. Kann sich's leisten. Es waren nämlich schon ein paar Herren da, die abgeblitzt sind."

Bobby Gruß war ordentlich geknickt. Er stotterte: „Nich möglich! Aber Menschenskind und Fachkollege, warum denn bloß nicht? Was hat das Frauenzimmer. Ist sie meschugge oder steckt ein Kavalier dahinter?"

Der Kurhausdirektor mußte über die originelle Nummer, die ihm da ins Bureau geschneit war, lachen und erwiderte belustigt:

„Mein Name ist Hase; ich weiß von nichts. Fragen Sie sie doch selber! Cassarate, Pension Diana, erste Etage."

„Wenn die Chose so liegt, wie Sie sagen, hat die Adresse wenig Zweck. Die Weiber werden immer schwieriger, merken Sie das auch? Nächstens huste ich auf den ganzen Betrieb und kutsiere. Das ist einfacher. Eine Frage: wie sind Sie denn überhaupt auf die Kleine gekommen? Lantadilla, Lantadilla? Der Name war mir bis dato unbekannt."

„Stimmt. Ein neuer Stern. Ein Kurgast, ein Amerikaner hat sie mir empfohlen," versetzte der Direktor.

„Kunstmäzen mit Nebenabsichten, was?"

Der andere machte eine abwehrende Geste: „Falsch. Es war ein höchst ehrenwerter, alter Herr mit weißem Bart, die personifizierte Korrektheit. Ein Professor oder so ähnlich. Den Namen habe ich vergessen. Es ist schon ganze 14 Tage her."

„Na ja, dann revoziere ich eben," sagte Bobby Gruß und putzte umständlich sein Einglas. Nach ein paar dankenden Redensarten erhob er sich und meinte:

„Es hat nicht sollen sein. 'n Morgen, bester Herr Kollege!"

Lantadilla kauft Ohrgehänge.

Kurze Zeit nach diesem Intermezzo trippelte ein gebücktes, altes Männchen, das in einem altmodischen Gehrock von peinlichster Adrettheit stak, hinter dem Zimmermädchen drein, welches Auftrag hatte, den Herrn in das Wohnzimmer der Tänzerin Lantadilla zu führen.

Man bat den Herrn, zu warten. Die Dame würde verständigt und werde bald erscheinen. Er wolle einstweilen Platz nehmen.

Der Besucher betrachtete unterdessen angelegentlich einen Öldruck, der die Schlacht von Trafalgar rührend darstellte.

Eine Minute später trat die Tänzerin über die Schwelle des angrenzenden Schlafzimmers, in ein wundervolles Matinee gehüllt. Sie erkundigte sich:

„Sie wünschen, mein Herr? Herr Bunsen, nicht wahr?" vergewisserte sie sich auf der übergebenen Visitenkarte.

„Ganz richtig, meine Gnädige — Bunsen, John Jakob Bunsen, in Firma J. C. Bunsen und Söhne, Amsterdam," erläuterte das Männchen nachsichtig.

Die Lantadilla verzog den Mund und sagte ungeduldig: „Schön, Herr Bunsen; und womit kann ich dienen?"

Das Männchen sagte sehr höflich: „Ich bin untröstlich, Madame, Ihre kostbare Zeit in Anspruch nehmen zu müssen. Aber ich komme in Ihrem eigenen Interesse. Ich nehme an, Madame sind Liebhaberin von Juwelen. Und da ich auf der Durchreise nach Milano bin, wollte ich nicht verabsäumen, Ihnen einige meiner Sachen zu zeigen." Als Herr Bunsen die abweisende Miene der Tänzerin bemerkte, fuhr er beschwörend fort:

„O Madame, glauben Sie nicht, daß ich Sie mit Schund belästigen werde! Es sind wirklich nur gediegene Sachen. Und hübsche Sachen. J. C. Bunsen und Söhne sind eine reelle Firma, an der Sie Ihre Freude haben werden." Die roten Bäckchen des Greises zitterten vor Eifer.

Die Lantadilla fühlte ein wenig Mitleid mit dem Vertreter dieser langatmigen Amsterdamer Firma und machte — schon halb besiegt — das Zugeständnis:

„Meinetwegen. Zeigen Sie mir die Sachen. Ansehen kann man sie ja."

„Natürlich, Madame. Ohne Verbindlichkeit. Das ist Prinzip meiner Firma." Dabei zog das Männchen einige Etuis aus den Innentaschen seines adretten Röckchens und breitete die Herrlichkeiten vor der Tänzerin aus.

„Wie wäre es mit diesem Armreif? Getriebenes Silber, kleine Smaragden — —"

Die Lantadilla zog die Mundwinkel herunter.

„Wenn es etwas Besseres sein darf, würde ich diese Agraffe empfehlen. Diamanten um einen veilchenblauen Amethyst, Platinfassung, venezianische Arbeit! Oder da, dieses Kettchen! 18 Karat. Sehen Sie nur die zierlichen Gliedchen . . ." Der Juwelier streichelte verliebt mit der zitterigen Greisenhand über das niedliche Kettlein. Immer mehr Schätze zeigte er ihr und für jedes Stück hatte er ein paar anerkennende Worte.

„Ein guter, alter Mann!" dachte die Lantadilla und entschloß sich zu einem entzückenden Ohrgehänge.

Als Herr Bunsen ihr das Etui überreichte, lobte er mit seiner dünnen Greisenstimme: „Sie haben keine schlechte Wahl getroffen, Madame. 850 Franken und dafür ein Paar Sumatraperlen von dem sanften Feuer versteinerter Tränen! Sie werden den Schmuck lieben lernen, Madame. Darf ich ihn gleich befestigen?"

Die Tänzerin hielt ihm das rosige Ohr hin.

„So, danke, Madame. Ah, was haben Sie da für einen aparten Anhänger?! Ist es gestattet, zu sehen? Ausländische Arbeit, wie?" Der Juwelier zog eine Lupe aus der Tasche und hielt sie vor die kurzsichtigen Augen. „Karneol in Platin, sehr geschmackvoll, wenn auch etwas ungewöhnlich! Ich halte es für südamerikanische Arbeit."

Die Tänzerin zuckte die schönen Schultern und lächelte: „Ich verstehe mich nicht auf solche Dinge; aber Sie mögen recht haben, Herr Bunsen."

Dieser war eben dabei, die Rückseite einer Besichtigung zu unterziehen. Quito. 12. 12. 12. — stand darauf, mit einem feinen Stichel in das Platin graviert.

Herr Bunsen verzog keine Miene und steckte umständlich die Lupe und seine Schätze wieder ein. Dann empfahl er sich.

Mit kleinen, steifen Altmännerschritten trippelte Herr Bunsen nach der Stadt zurück.

Die Lantadilla sah ihm hinter den Vorhängen nach.

Das Telegramm und sein Inhalt.

Nachmittags wurde die Inhaberin der Pension Diana ans Telephon gerufen. „Ja, bitte?"

„Hier städtisches Elektrizitätswerk. Wir werden nachher einen Monteur schicken und Ihre Anlage nachsehen lassen. Wir haben eine Störung in Casarate und vermuten den Fehler in Ihrer Leitung. Der Mann kommt in einer Viertelstunde."

Der Monteur, der kurz nach diesem Gespräch mit einer Leiter durch die Korridore der Pension polterte, war keine Zierde seines Geschlechts. Er hatte ein finniges, rotes Gesicht, einen ungepflegten Schnauzbart, stank auf zehn Schritte nach „Nostrano" und war sackgrob. So grob, daß die Mädchen, welche ihm beim Halten der Leiter behilflich sein wollten, entsetzt flohen und sich in der Küche beschwerten.

„Dann laß ihn eben in Ruhe", entschied die Pensionsinhaberin weise.

Die Zimmermädchen ließen sich das nicht zweimal sagen, sperrten sämtliche Türen auf Vorrat auf und kümmerten sich nicht mehr um den Grobian. Dieser begab sich, nachdem er die im Souterrain gelegene Leitung abgeleuchtet hatte, in den nächst höheren Stock und nahm als erstes das Zimmer der Tänzerin Lantadilla vor, die vor einer halben Stunde in die Stadt gegangen war.

Der Monteur überflog das Zimmer mit einem raschen Blick, dann stellte er eine schwere Staffelei als Barrikade vor die auf den Korridor mündende Türe, so daß sie nicht ohne weiteres geöffnet werden konnte, schraubte pro forma die Birnen aus dem Lüster und zwickte vorsichtshalber einen der Drähte ab. Sodann ließ er die Leitung Leitung sein und bekundete ein auffälliges Interesse für das anstoßende Schlafzimmer der Tänzerin, indem er dessen Schränke und Schubladen mit fieberhafter Eile, aber nicht ohne Sachkenntnis durchstöberte. Da er anscheinend nicht fand, was er suchte, zog er eine mißmutige Miene. Schließlich wendete er sich einem Ungetüm von Kabinenkoffer zu, das eine ganze Zimmerecke ausfüllte. Er wählte aus einem Bund von Nachschlüsseln den richtigen und sperrte den Koffer auf.

Toilettenartikel, Dessous, Battistwäsche kamen zum Vorschein. Lauter niedliche Sächelchen, aber für ihn belanglos. Endlich — ganz zu unterst — etwas Positives! Ein zusammengefaltetes Telegramm, zwischen einem Knäuel Seidenstrümpfe verstaut.

Der sonderbare Einbrecher raste die Zeilen entlang. Ein befriedigtes Ah! entschlüpfte ihm. Er prägte sich den Inhalt der Depesche genauestens ein. Er lautete:

„Fall erledigt. Am 30. Ballin benützen!" Keine Unterschrift. Abgangsstempel Genua. Datiert vom 20. Juni 26, abends 8 Uhr 13.

Der originelle Monteur überlegte Sekunden. Dann legte er das Papier wieder an Ort und Stelle, schichtete den übrigen Kofferinhalt darüber, versperrte das Monstrum und verließ eilig den Raum.

Sein Gesicht leuchtete in stillem Triumph. Er hatte, was er wollte.

Draußen im Wohnzimmer klemmte er rasch den abgezwickten Draht wieder zusammen, schraubte die Beleuchtungskörper in die Stiele, bepackte sich mit seiner Staffelei und polterte die Treppe hinunter. Drunten im Erdgeschoß brüllte er einem der abstaubenden Mädchen zu, die Leitung sei jetzt wieder in Ordnung, und verließ, vor sich hin scheltend, die Villa Diana. (Fortsetzung folgt.)

Jörg von Frundsberg.

(Zum 400. Todestag des Vaters der deutschen Landsknechte.)

Von Dr. Tilly Lindner.

Am 20. August 1928 sind 400 Jahre verflossen, seit Jörg von Frundsberg, der Vater der deutschen Landsknechte, mit dem Gefühl bitterer Enttäuschung sein Leben beschloß. Er war im wüsten, gewalttätigen und oft auch unmoralischen Durcheinander seiner Zeit ein innerlich reiner, großer Mensch. Die Erbitterung über den entsetzlichen Undank, den er von seinem Volke erfahren mußte, führte sein letztes Stündlein vorzeitig herbei. „Nicht Dank, nicht Lohn, davon ich bring'", war der letzte Seufzer des Mannes, der in Italien das unsterbliche Wort „Viel Feind, viel Ehr" geprägt, der mit Fleiß und Müh dem Kaiser gedient und diesem sein ganzes Vermögen geopfert hatte. Er war mehr und wollte mehr sein als ein über halb Europa hinaus gefürchteter Raufbold. Wir haben heute keine Vorstellung mehr von jener gärenden Epoche, die in der Bewertung der noch primitiven Handfeuerwaffen gegenüber der klingenden Eisenrüstung erst Erfahrungen sammeln und eine völlig neue Taktik des Kriegswesens erfinden mußte. Die Not am tapferen Kriegsvolk hatte unter Kaiser Maximilian, der sich auf die Ritter im Reiche und auf den Adel seiner Erbstaaten nicht mehr verlassen konnte, den deutschen Landsknecht geboren. Da war es Jörg von Frundsberg, der durch seine gewaltigen Taten zum größten Heerführer des 16. Jahrhunderts wurde. Mit Schertlin von Burtenbach und Lazarus von Schwendi bildete er das schwäbische Dreigestirn, dessen Ruhm alle überstrahlte, die auf dem gleichen Wege mächtig und reich werden wollten. Was von Georg Frundsberg auf die Nachwelt kam, ist ein absonderliches Gemisch von historischem Heldentum und sentimentaler Legende. Einwandfrei bezeugen die Akten der Zeit, daß Frundsberg eine gewaltige Körperkraft besaß, gleichzeitig ein kluger und gescheiter Schwabe war, daß aber auch niemand ihn an Uneigennützigkeit, Ritterlichkeit und rechtlichem Sinn erreichte. Er wußte aus dem herrenlosen Gesindel der Landsknechte „frumbe" Leute zu machen, die ihn ihren Vater nannten; das spricht mehr für seine Führernatur und seinen Charakter als alle Versuche, welche die Nachwelt zur Verherrlichung seines Bildes unternommen hat.

In Mindelheim in Schwaben wurde Frundsberg am 24. September 1473 geboren. Daselbst starb er am 20. August 1528. Zwanzig bedeutende Feldschlachten lenkte Frundsberg, in dreizehn blieb er siegreich. Diese Erfolge waren die Frucht der von ihm erstmalig angewandten, völlig neuen Kriegstechnik. Frundsberg erkannte, daß über den Erfolg einer Schlacht vor allen Dingen die strategische Verfassung der Fußtruppen entscheiden würde. Überall, wo er mit erstaunlicher Schlagfertigkeit in den Kampf zog, bewies er die Richtigkeit seiner Meinung.

Unter dem Banner des Schwäbischen Bundes focht er den ersten Strauß, dann führte er seine Haufen gegen die Schweizer, die damals als die besten Fußkrieger galten. Durch einen Sieg über die Böhmen erwarb er sich den Rittersporn. Im Dienste Kaiser Maximilians stand er gegen Niederländer, Franzosen und Italiener. Bald ging sein Ruhm von Mund zu Mund. Von nun war er der Mächtigste im Schwäbischen Bunde. Weithin war sein Fußvolk gefürchtet. Manches Raubritternest hat Frundsberg ausgeräuchert.

Dann schuf er Ordnung unter den aufständischen Bauern seiner schwäbischen Heimat. Auch in anderen Händeln, zwischen weltlichen und geistlichen Herren, gelang es seinem Ansehen und seiner Klugheit, Frieden zu stiften. Da leitete das Jahr 1526 ein unheilvolle Wendung ein. Um für den Kaiser nach Italien zu ziehen, hatte der Obrist 12 000 Landsknechte gesammelt. Schon hoffte er, nach schwer erkämpften Siegen gemeinsam mit Karl von Bourbon den italienischen Erbfeind zu schlagen, da rührte ihn am 16. März 1527 der Schlag, als seine Landsknechte wegen des schuldigen Soldes meuterten. Beinahe hätten sie ihren Führer aufgespießt. Innerlich gebrochen ließ er sich von seinem Sohne Kaspar in die Heimat bringen . 55 Jahre alt, starb er daselbst, knapp acht Tage nach seiner Heimkehr.

Diesen Tod hate Frundsberg nicht verdient. Aber — was die eigene Zeit versäumte, sicherte die Nachwelt längst. Sein 400. Todestag läßt uns aufs neue erkennen, daß der schwäbische Kriegsheld, der die Waffenehre Deutschlands gegen eine Welt von Feinden zur Geltung brachte, einer der wackersten und deutschesten Männer aller Zeiten gewesen ist. Mit Recht hat König Ludwig I. von Bayern Jörg von Frundsberg, dem Vater der Landsknechte, in der Walhalla ein Denkmal gesetzt.

Im „Reichsadler" zu Singen.

Frundsberg-Skizze von Georg Wagener.

Die Sonne des Augustabends verglühte hinter dem Hohentwiel. Zwei Reiter zogen von Radolfzell her nach Singen hinein. Vor dem „Reichsadler" hielten sie; der Herr warf dem Knecht die Zügel zu und trat in die kühle Stube. Am Tisch saß ein Gast und blickte gar trübe in den Becher. Mürrisch erwiderte er den Gruß. „Hei!" rief da der Reiter und lüpfte das Barett. „Sah ich Euch nicht vor Jahren im Gefolge des Frundsberg, als wir die Horden des Gaißmaiers bei Brauneck zersprengten?"

Der Finstere hob den Kopf: „Mag sein; mir scheint es auch, ich hätte Euch schon gesehen. Seid Ihr nicht der Seefelder, den damals Herzog Ludwig von München unserem Feldhauptmann in das Lager sandte? War ein frisches Jagen dort drüben im Salzburgischen. Da saßen wir dann des Abends an der gedeckten Tafel, die der Gaißmaier auf der Flucht vergessen hatte, tranken den guten Wein des Navaresen, den wir noch von Pavia her in den Schläuchen hatten und klimperten mit den Dukaten in den vollen Taschen. Und heute? Bitter schmeckt der Meersburger, den der Adlerwirt verschenkt, der Beutel ist leer, und der Frundsberg ist tot!" — „Was sagt Ihr da? Ritter Jörg soll gestorben sein! Woher wißt Ihr das?" — „Ich habe ihn selbst mit Kaspar, seinem Sohn, von Welschland her nach Mindelheim gebracht, stand selbst an seinem Bett, als er verschied. Fünf Tage sind es erst her. War ein guter Herr, der kaiserliche Feldhauptmann Jörg von Frundsberg; ich habe ihm viel zu danken. Doch setzt Euch, Herr von Seefeld! Stoßt an auf sein Gedächtnis!"

Die Bechr klangen aneinander. — Dann hob der Finstere wieder an: „Seht Ihr den Berg dort drüben, den Hohen Krähen? Sechzehn Jahre sind es her, da lernte ich dort den Frundsberg kennen. Er rettete mir das Leben, als ich keinen Heller mehr dafür hätte geben mögen. Da verschrieb ich mich ihm mit Leib und Seele.

Ich stand damals beim Hausner im Dienst, der auf dem Krähen saß und den sie einen Heckenreiter nannten. Einst sah der auf dem Markt zu Kaufbeuren eine Bürgerstochter, ein Mädchen, wie es schöner im ganzen Schwabenland nicht zu finden war. Der Hausner warb um sie. Da warf ihr der Vater zum Haus hinaus, wollte keinen Strauchdieb zum Eidam haben. Der Hausner sagte den Kaufbeurer Pfeffersäcken ab und störte ihren Handel, daß sie den Schmachtriemen enger binden mußten. Einst warf er fünf von ihnen auf der Fahrt nach Konstanz nieder und nahm ihnen siebenhundert Gulden ab. Weil er dem einen von ihnen, dessen Bruder beim Kaiser angesehen war, die Rippen gebrochen, schickte uns die Römische Majestät den Lichtensteiner und den Frundsberg auf den Hals. Die zogen mit achttausend Landsknechten vor den Hohen Krähen uns auszuräuchern.

Am Leonharditag des Jahres 1512 schlugen sie ihr Lager im Tal auf und verschanzten auf einem Bühel an der Engener Straße ihre schweren Stücke. Die schossen bald zu uns hinauf und trafen so gut, daß wir die Köpfe nicht über die Mauern stecken mochten. Und weil der Frundsberg wußte, daß uns der Proviant am meisten not tat, ließ er die Büchsenmeister auf unser Backhaus und auf die Küche richten. Dahinein schossen sie uns, daß Mehl und Federn aus den Betten zum Dach hinaus stoben. Wir konnten in der Nacht nicht genug an dem flicken, was sie uns am Tag verdarben.

Einst stand ich hinter der Mauer — ich hatte meisterlich gelernt, eine Kartaune zu richten — und suchte nach einem Ziel, das der wenigen Kugeln, die ich noch besaß, wert sein mochte. Da trat der Friedinger, des Hausners Freund und Spießgeselle, zu mir und sah hinunter zu den Kaiserlichen. „Hans", sagte er plötzlich und griff nach meinem Arm, „wollt Ihr euch hundert Gulden verdienen, dann schießt den Ritter dort unten, den mit dem großen Federbusch am Helm, vom Gaul herunter. Das ist Frundsberg!" Ich richtete mein Stück, schob doppelt Pulver in das Rohr, um nicht zu kurz zu treffen, und schoß. Die Kugel glaubte ich fliegen zu sehen, genau auf den Ritter zu. „Verflucht!" schrie da der Friedinger. „Zu hoch!" Und wirklich riß der Schuß dem Frundsberg nur den Busch vom Helm und ließ den Reiter taumeln.

Da prasselte es wie ein Donnerschlag gegen die Mauerzinnen vor uns. „Verflucht!" schrie Friedinger zum anderen Mal und grif nach seinem Arm. Ein Falkonet, das auf der Mauer unter uns gestanden, war zerplatzt; ein Eisenstück hafte dem Friedinger den Knochen zerschlagen, ein anderes meiner Kartaune die Mündung zerfetzt.

Den Rittern sank der Mut; den Friedinger brannte die Wunde, und der Hausner ließ den Kopf hängen: „Die werden uns bald haben! Im Backhaus ist schon kein Mehl

mehr, und unter der Küche klafft ein Loch in der Mauer. In der Nacht kam der Hausner zu mir auf den Turm, wo ich Wache hielt: „Hans, wir machen den Hasen. Laßt die Knechte sehen, wie sie mit den Kaiserlichen fertig werden. Ihr kommt doch mit?“ — „Schuft!“ brummte ich und dachte, ich wollte den Leuten sagen, was die beiden Ritter planten. Gleich darauf glaubte ich aber, der Hausner und der Friedinger könnten nicht so niederträchtig sein und die Knechte im Stich lassen.

Als ich aber am frühen Morgen von meiner Wache kam, mußte ich hören, daß die beiden Heckenreiter doch geflohen waren. Ein Strick an der Mauer und Spuren von Steigeisen zeigten den Weg, den die Feiglinge genommen hatten. Die Kaiserlichen schossen an diesem Tage stärker als je zuvor. Etliche von unseren Knechten kamen zu mir: „Junker, Ihr habt von der Flucht der beiden andern gewußt. Ihr seid Schuld an unserem Unglück. Seht zu, wie Ihr uns helft!“ — Da schrien andere: „Schlagt ihn tot! Er hat uns verraten!“ Sie stürzten auf mich zu, hoben ihre Schwerter; doch die Besonnenen wehrten ihnen: „Laßt ihn leben. Wir erkaufen uns mit ihm die Gunst der Kaiserlichen. Die freuen sich, wenn sie wenigstens einen Heckenreiter fangen.“ — Sie setzten mich im Verließ fest.

Am Abend kamen sie wieder, jubelten: „Junker, der Lichtensteiner freut sich schon auf euch, will euch um einen Kopf kürzer machen. Uns haben die Kaiserlichen freien Abzug versprochen. Schlaft noch ruhig eine Nacht, bis wir die Steine vor dem unteren Tor weggeräumt haben und aus der Burg können!“

Ich machte in der Nacht kein Auge zu. War jung und mochte noch nicht sterben. Auch fühlte ich mich unschuldig, denn ich hatte an den Schandtaten des Hausners keinen Teil gehabt, hatte nur auf der Burg Dienst getan.

Am anderen Morgen brachten mich die eigenen Knechte in das Lager hinunter, zum Lichtensteiner in das Zelt: „Hier habt Ihr den Heckenreiter, Herr Ritter!“ Der schickte gleich nach dem „freien Mann“ mit der Blutfeder. Ich glaubte, mein letztes Stündlein sei gekommen.

Da trat ein Ritter in das Zelt. Ich kannte ihn nicht; weil ihm aber alle ehrerbietig Platz machten, dachte ich, es müßte der Frundsberg sein. Der sah mich stehen: „Nun, Lichtensteiner, was habt Ihr da für einen Vogel?“ — „Die einzige Krähe, die nicht ausgeflogen ist, Frundsberg. Soll jetzt gerupft werden.“

Der „freie Mann“ stand vor dem Zelt, wartete auf mich. Den Frundsberg schien meine Jugend zu erbarmen: „Hat der wirklich den Tod verdient, Lichtensteiner? Die Knechte, die ihn ausgeliefert haben, sind sicher noch weniger wert als der Junge!“ — Da trat einer von denen, die mich verraten hatten, einer, der an meiner Kartaune gedient hatte, vor: „Herr Ritter, Ihr wißt wohl nicht, daß der Junker es war, der Euch vorgestern um ein Haar vom Pferde schoß. Wollt Ihr dem das Leben schenken?“ — Dem Frundsberg stieg das Blut in das Gesicht. „Ist das wahr?“ fragte er mich. Ich mochte nicht lügen, hatte auch nichts zu verlieren: „Ja!“

Da schlug der Frundsberg dem Knecht die Faust in das Gesicht, daß der andere zurück taumelte: „Du Gauch! Glaubst du den Frundsberg durch Verrat gewinnen zu können?“ — Dann trat er zum Lichtensteiner: „Gebt mir den Jungen! Ich bürge für ihn. Er ist zu schade für den Henker!“

So wurde ich mit Leib und Seele des Frundsbergs Eigen. Er hat sein Mitleid nie bereut. Seefelder, noch einen Becher seinem Gedenken!“

Der Dichter Klabund †.

In der Nacht vom 13. zum 14. August ist in Davos an den Folgen einer Lungenentzündung der Dichter Klabund im Alter von 37 Jahren gestorben. Seine Frau, die bekannte Schauspielerin Karola Neher-Klabund, ist bis zum letzten Augenblick an dem Bette ihres Gemahls gewesen.

*

Klabund, der Dichter, kämpfte Zeit seines Lebens einen Kampf mit dem Tode. Sein Leben spielte sich ab zwischen Krankenbett und Schreibtisch, zwischen Davos und Berlin, zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Schon lange bevor Thomas Mann in seinem „Zauberberg“ das Leiden der Tuberkulosen zergliedert und beschrieben hat, hat der schwerkranke Klabund von seiner Krankheit dichterisches Zeugnis abgelegt. Nur ein Wanderer zwischen Leben und Tod konnte so hauchzarte Gedichte schreiben, konnte so spielerisch und skrupellos über Untiefen und Hintergründe hinweggleiten. Nur ein vom Tode Gezeichneter war imstande, so liebenswürdig frech, so überlegen amoralisch der Zeit den Spiegel vorzuhalten. Eine Parallele drängt sich auf. Wie einst Heine aus seiner Matratzengruft überlegen, spöttisch der Welt und seinem Schicksal trotzte, so auch Klabund, der bis zum letzten Moment, da der Tod Sieger über ihn blieb, Dichter war.

Klabund (eigentlich Alfred Henschke) wurde am 7. November 1891 in Crossen an der Oder als Sohn eines Apothekers geboren. Schon früh fühlte er sich zum Dichter berufen, und seine literarische Entdeckung geschah in München, wo er in Schwabing ein Bohemienleben führte. Die Sturm- und Drangjahre hatte er bald überwunden und begann nun in lyrischen Gedichten voll vollendeter Zartheit und Ausdruckskraft Zeugnis von den Wandlungen seiner Seele zu geben. Zahlreiche Gedichtbände erschienen, die, wie es das Los der meisten lyrischen Werke ist, kein allzu zahlreiches Publikum fanden. „Stimme des Ich“, „Morgenrot“, „Die Himmelsleiter“, „Stimme der Zeit“, „Das heiße Herz“, „Dreiklang“, sind die Titel seiner lyrischen Werke. Er war einer jener Menschen, die dichten mußten, weil eine innere Stimme dazu treibt. Immer wieder legt er mit seinen Gedichten Zeugnis ab von seinen inneren Wandlungen, von der Nichtigkeit des Daseins, vom Leben und Sterben und von all den kleinen und großen Freuden und Leiden dessen, was wir Dasein nennen. Überlegener Spott paart sich mit tiefem Ernst, Ironie mit metaphysischer Weltauffassung, und immer wieder müssen wir bei diesen Gedichten an Heine, Wedekind oder an sein französisches Vorbild, François Vilon denken. Der Riß der Zeit geht mitten durch sein Herz, verstärkt durch die Todeskrankheit.

Meister des Versmaßes und der Empfindung, der er war, trieb es ihn bald, aus fremden Sprachen Volkslieder und Kunstweisen nachzudichten und nachzuempfinden. So entstanden die Übersetzungen östlicher Gesänge, die viel dazu beitrugen, die Wesensart der uns so fremden östlichen Kultur nahe zu bringen. „Dumpfe Trommel und berauschtes Gong“, „Li-Tai-Pe“, „Das Sinngedicht des persischen Zeltmachers“, „Der Feueranbeter“, „Das Blumenschiff“, sind die Früchte dieses Vorstoßes in die chinesische Kultur. Auch seinen größten Erfolg, das Drama „Der Kreidekreis“, das Stück, das beinahe über alle deutschen Bühnen ging, ist der chinesischen Literatur entnommen.

Der Erzähler Klabund hat ebenfalls Bedeutendes geschaffen. Alle Vorzüge seines Stils finden sich in seinen Kurz-Erzählungen wieder, unter denen „Moreau, Roman eines Soldaten“, die bestgelungene ist. Der Stil dieser stark an Rilkes „Cornet“ erinnernden Novelle ist eigentümlich funkelnd, lyrisch und doch präzise. Dem Moreau folgten „Mohammed“ und „Pjotr“. In „Spuk“ und dem Eulenspiegelroman „Bracke“ gibt er viel von seinem eigenen Wesen, von seiner Krankheit und von seiner Sehnsucht nach Gesundheit und Schaffen. Klabund ist Zeit seines Lebens ganz zu Unrecht vom Publikum vernachlässigt worden. Vielleicht wird sein Tod seinen Werken größere Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Dr. O. Lichthardt.



* **Libellen-Kämpfe.** Bei den Eingeborenen der Insel Nauru im Stillen Ozean bilden ein sehr beliebtes Vergnügen die Libellen-Kämpfe. Hierzu sammelt man, wie Kayser mitteilt, Libellenpuppen, und bringt sie in ein Nestchen aus Kokosblättern, um die Tiere an den Anblick des Menschen zu gewöhnen. Sind sie soweit, so gibt man ihnen die Freiheit, und setzt sie in einen Busch, der in der Nähe des Hauses steht. Von nun an wird die Libelle, die tatsächlich in dem Busch bleibt und nicht davonfliegt, von groß und klein fast ständig belauert; denn sobald sich eine fremde Libelle ihr nähert, schießt sie aus dem Busch, fällt sie an und kämpft mit ihr. Die Angegriffene sucht natürlich so schnell wie möglich zu entfliehen, worauf sich die Siegerin wieder in ihr Versteck zurückzieht. Jeder Sieg wird von den Zuschauern mit Jubel und lebhaftem Händeklatschen begrüßt.

*

* **Die mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen leben länger als die Blonden.** Einer amtlichen Statistik zufolge ist die Zahl der Hundertjährigen in Italien 51. Man hat sich mit diesen 51 Personen näher beschäftigt und gefunden, daß sie fast ausnahmslos schwarze Augen und schwarze Haare haben, und daß sie in ihrer Jugend von mittlerer Statur waren. Daraus wäre zu schließen, daß die nordischen Völker mit blauen Augen und blonden Haaren weniger Aussicht haben, hundert Jahre alt zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.